

Aberystwyth University

'Die Geschichte vom "schlechten" Deutsch'

Davies, Winifred

Published in:
Deutschunterricht

Publication date:
2007

Citation for published version (APA):

Davies, W. (2007). 'Die Geschichte vom "schlechten" Deutsch'. *Deutschunterricht*, 59(3), 52-62.
<http://hdl.handle.net/2160/1903>

General rights

Copyright and moral rights for the publications made accessible in the Aberystwyth Research Portal (the Institutional Repository) are retained by the authors and/or other copyright owners and it is a condition of accessing publications that users recognise and abide by the legal requirements associated with these rights.

- Users may download and print one copy of any publication from the Aberystwyth Research Portal for the purpose of private study or research.
- You may not further distribute the material or use it for any profit-making activity or commercial gain
- You may freely distribute the URL identifying the publication in the Aberystwyth Research Portal

Take down policy

If you believe that this document breaches copyright please contact us providing details, and we will remove access to the work immediately and investigate your claim.

tel: +44 1970 62 2400
email: is@aber.ac.uk

Die Geschichte vom ‚schlechten‘ Deutsch

(Winifred Davies, Aberystwyth)

1. Unterschiedliche Bewertung sprachlicher Variation

Warum würden manche LehrerInnen grammatische Formen wie ‚die Tunnels‘ (statt ‚die Tunnel‘) oder ‚In dem Moment, wo (statt: ‚als‘ oder ‚in dem‘) er wegschaute, versteckte sie das Geld‘ als ‚unkorrekt, anstreichen, obwohl Grammatiken sie zulassen? Wie kommen wir zu solchen negativen sprachlichen Normurteilen? In diesem Beitrag soll der Geschichte des ‚schlechten‘ Deutsch nachgegangen werden.

Die meisten zeitgenössischen SprachwissenschaftlerInnen sind VerfechterInnen der Differenztheorie, die besagt, dass alle Varietäten, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, in ihren Ausdrucksmöglichkeiten und in ihrer logischen Analysekapazität einander funktional äquivalent sind (Dittmar 1980, 128). Barbara Sandig zog aus dieser Theorie folgenden Schluss:

[D]en richtigen Sprachgebrauch gibt es nicht. Es gibt nur verschiedene Arten von Sprachgebrauch, die als funktionale Stile in bestimmten Kommunikationssituationen kommunikativ angemessen sind und/oder aufgrund sozialer Normen erwartet werden. (Sandig 1973, 53)

Dieser Ansatz hat aber wenig gemeinsam mit der tatsächlichen Praxis vieler ‚gewöhnlicher‘ SprecherInnen. Diese tendieren doch stark dazu, Varianten und Varietäten zu bewerten und sie als ‚schlecht‘/‚falsch‘ oder ‚gut‘/‚richtig‘ zu etikettieren. Dieses Hierarchisieren von Varietäten und Varianten scheint in jeder Sprachgemeinschaft vorzukommen (vgl. Davies 1995, 4): linguistische Varianten werden eingesetzt um Menschen zu kategorisieren. In der Bibel kam der ‚richtigen‘ Aussprache des Wortes *Schibboleth* eine sehr wichtige Rolle zu, da die falsche Aussprache den Sprecher als Mitglied eines feindlichen Stammes identifizierte, das dann getötet wurde.

Marginalie: Kasten 1 („Schibboleth“)

Marginalie: Kasten 2 („Variation“)

Wir bedienen uns immer noch sprachlicher Variation, um andere Menschen einzustufen: U. a. fällen wir Urteile über ihre Schichtzugehörigkeit, regionale Herkunft, ihre politischen Bekenntnisse und sogar ihre Charaktereigenschaften aufgrund ihrer Sprache.

Sprache fungiert als wichtiges Sozialsymbol. In Süddeutschland symbolisieren lokale Varianten Ortsloyalität und Solidarität mit anderen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft (vgl. Schuppenhauer/Werlen 1983, 1420), was dazu führen kann, dass SprecherInnen aus dem Norden, die die Standardvarietät bzw. eine standardnahe Varietät sprechen, als distanziert und arrogant angesehen werden. So sagte mir einmal ein Mannheimer Informant:

die muttersprache [= der Mannheimer bzw. der Neckarauer Dialekt, WD] klingt näher. die distanz ist geringer. es wirkt wärmer. da ist der kontakt leischer zu knüpfen. [...] der der wirkt menschlicher. (Davies 1995, 66)

Andererseits wird die Standardvarietät oft als objektiv besser angesehen, was die Sprachwahl für SprecherInnen einer nichtstandardsprachlichen Varietät erschweren kann, wenn sie versuchen, den verschiedenen Anforderungen einer Situation gerecht zu werden. In der Schweiz bedeuten solche ambivalenten Einstellungen, dass viele SprecherInnen Situationen ausweichen, in denen Schweizerhochdeutsch erwartet wird (vgl. Schläpfer 1990, 194f.).

Man sieht, dass es eine Kluft gibt zwischen dem deskriptiven Ansatz der SprachwissenschaftlerInnen und der Praxis vieler ‚normaler‘ SprecherInnen. Zunehmend werden daher die subjektiven Aspekte des Sprachgebrauchs und die Bewertung von Varianten- und Varietätenwahl Gegenstände der wissenschaftlichen Forschung (vgl. Wimmer 2003, Davies/Langer 2006). Hier spielt die Frage eine Rolle, wie es überhaupt zur Bewertung kommen kann, dass manche Varianten und Varietäten besser oder schlechter sein könnten als andere. Die Geschichte solcher Bewertungen soll im Folgenden an ausgewählten Beispielen ‚erzählt‘ werden.

2. Die Standardvarietät

Die Bewertung bestimmter Varietäten bzw. Varianten als ‚gut‘ bzw. ‚schlecht‘ muss innerhalb eines spezifischen soziohistorischen Kontexts untersucht werden. Die Entstehung bzw. die Schaffung einer Standardvarietät des Deutschen hat das Sprachwertesystem von DeutschsprecherInnen natürlich beeinflusst. Gleichzeitig hat sich der Status anderer Varietäten im Repertoire in einigen deutschsprachigen Gegenden besser halten können als in anderen.

Obwohl nicht alle SprecherInnen unbedingt dasselbe unter dem Begriff der ‚Standardsprache‘ (auch ‚Standardvarietät‘/ ‚Hochsprache‘/ ‚Literatursprache‘ genannt) verstehen,¹ kann man wohl davon ausgehen, dass die meisten diese Varietät als überregional verständlich, als prestigereichste Varietät im sprachlichen Repertoire einer Sprachgemeinschaft und als in formellen Situationen angemessen beschreiben würden (vgl. Davies/Langer 2006, 151)². Die Standardvarietät genießt normalerweise mehr Prestige in bestimmten öffentlichen, offiziellen und formellen Domänen, z. B. im Klassenzimmer. Der Gebrauch nichtstandardsprachlicher regionaler Varietäten in solchen Domänen wird oft verpönt. Andererseits kann der Gebrauch regionaler Varietäten in anderen Domänen (z. B. in der Familie oder im Freundeskreis) als etwas Positives betrachtet werden, da sie positive Aspekte wie Solidarität und Ortsloyalität symbolisieren (vgl. die Zitate aus Mannheim oben). In der englischen Soziolinguistik wird diese Art von Prestige als *covert prestige* (verdecktes Prestige) bezeichnet, während man *overt prestige* die Art von Prestige beschreibt, dessen sich die Standardvarietät durch ihren Gebrauch und ihre Förderung in den Medien und Institutionen wie der Schule erfreut. *Covert prestige* hilft uns zu erklären, warum nichtstandardsprachliche Varietäten trotz Stigmatisierung überleben.

Marginalie: Logo Baden-Württemberg („Wir können alles außer Hochdeutsch“)

¹ Dovalil (2006, 59ff.) führt verschiedene Definitionen auf.

² Die für Davies & Langer (2006) befragten Deutschlehrkräfte scheinen die Standardvarietät als stilistisch neutral anzusehen, aber die meisten einheimischen Informanten in Mannheim-Neckarau, deren Sprachgebrauch und Spracheinstellungen in Davies (1995) beschrieben werden, betrachteten die Standardsprache als formell und offiziell und als nur in bestimmten Situationen angemessen.

Eine Standardvarietät wird normalerweise auch als einheitlich beschrieben. Das hängt mit der überregionalen Verständigung zusammen – viele SprecherInnen glauben, überregionale Verständigung könne nur mittels einer homogenen Varietät gewährleistet werden. Da es aus verschiedenen Gründen einfacher ist, Einheitlichkeit in der Schriftsprache zu erzielen (vgl. Milroy/Milroy 1999, 47ff.), sind einige Experten der Meinung, es gebe keine Standardsprechsprache (vgl. Trudgill 1975, 65ff.; Jäger 1980, 377). Laien andererseits scheinen nicht daran zu zweifeln, dass es eine gesprochene Standardvarietät des Deutschen gibt, auch wenn sie oft der Meinung sind, sie würden sie (fast) nie erreichen:

klar ma kann des nadierlich ned so wie so=n profi, die der vielleicht schd vom
rheinland odde woher is odde irgend=ne andere gegend gell, denne liegt des ja,
denne is=es ja angebore ned von hamburg odde so die gegend ned.
(Davies 1995, 95)

Verschiedene Arbeiten (z. B. Davies 2000; 2005) zeigen, dass viele SprecherInnen, auch Lehrkräfte, nicht immer ganz genau wissen, wie die Standardsprache ganz konkret aussieht. Sie sind trotzdem davon überzeugt, dass es eine Standardsprache gibt und dass es eine geben sollte.

Seitdem es eine kodifizierte (schriftsprachliche) Standardvarietät gibt, sind die Varianten, die als gut bzw. richtig betrachtet werden, meistens auch diejenigen, die als standardsprachlich angesehen werden.³

Auch wenn sich SprecherInnen dessen selten bewusst sind, ist eine Standardvarietät immer ein künstliches Gebilde, das die Spuren vieler Interventionen seitens Lexikographen und Grammatiker zeigt. Sie intervenierten hauptsächlich um Variation zu beseitigen und eine einzige Alternative als ‚richtig‘ bzw. standardsprachlich zu privilegieren. Gelehrte intervenierten aber nicht nur, um die linguistische Form der Varietät zu beeinflussen, sondern auch um deren Akzeptanzgrad zu erhöhen und deren Status als Leitvarietät in der Sprachgemeinschaft aufrechtzuerhalten. Milroy/Milroy (1999, 22) nennen dies die ‚maintenance phase‘ des Standardisierungsprozesses, und diese Phase hört eigentlich nie auf, da es immer Spannung geben wird zwischen der jeder natürlichen Sprache innewohnenden Variabilität und der Standardisierungsideologie, die die Einheitlichkeit als höchstes Gut aufstellt. Die Verfechter dieser Ideologie müssen die Vorteile einer einheitlichen Standardvarietät ständig hervorheben. Variation ist zunehmend als Problem statt als Ressource dargestellt worden. Diese Ideologie hat sich in Deutschland ab dem Ende des 15. Jhs. allmählich ausgebreitet (Mattheier 2003, 219f.) und die frühere Toleranz gegenüber linguistischer Variation verdrängt.

Um eine Varietät aufzuwerten, werden oft andere Varietäten und Varianten abgewertet, d.h. die Gestaltung der Standardvarietät geht mit der Schaffung von ‚schlechtem Deutsch‘ einher. Die Intoleranz entstammt zum Teil der Auffassung, eine moderne, leistungsfähige Gesellschaft brauche eine einheitliche, überregionale Sprachform. Es stellt sich aber die Frage, ob eine elastischere Norm in der Tat der überregionalen Verständigung so viel schadete. Dazu kommt das Problem, dass gesprochene Sprache nicht mit denselben Maßstäben gemessen werden sollte wie Schriftsprache. Schriftliche Texte sind relativ kontextfrei und sollten klar und

³ N.B. Wie wir unten sehen werden, sind nicht alle von den Sprechern für standardsprachlich gehaltenen Varianten auch als solche in den Regelwerken aufgelistet.

unzweideutig sein, aber gesprochene Interaktionen unterliegen zum Teil anderen Regeln, obwohl dies nicht immer anerkannt wird.⁴

3. Wie und von wem wurden Varianten eliminiert?

Wenn sich die Grammatiker und die Lexikographen des Deutschen der Standardideologie und damit der Auffassung verschrieben hatten, dass Variation zu eliminieren sei, mussten sie sich, wo immer es Alternativen gab, für *eine* grammatische Form bzw. ein einziges Wort entscheiden. Redundanz sollte auf jeden Fall vermieden werden, d.h. eine sprachliche Form bzw. eine grammatische Form oder ein Wort sollte nur eine Bedeutung oder Funktion haben. Dieses Prinzip ist uralte, aber besonders wichtig im Standardisierungsprozess, da es die Variantenreduktion rechtfertigt. Wie Keller (1978, 500ff.) zeigt, gab es viel Arbeit für die Grammatiker und Lexikographen. Bei vielen Konstruktionen herrschte noch im 18. und z. T. auch noch im 19. Jh. Unsicherheit darüber, welche die ‚richtige‘ Form sei, z. B. *du lobest* oder *du lobst?*, *der* oder *die Bach?*, *die Wagen* oder *die Wägen?*, *Weibgen*, *Weibchen* oder *Weiblein?*

Marginalie: Kasten 3 („Variation im 18. Jh.“)

Jäger beschreibt das Auswahlverfahren wie folgt:

Einzelne Gelehrte oder Gelehrtschulen haben anhand ihres eigenen Sprachgefühls, gelegentlich auch nach dem Vorbild anerkannter Schriftsteller, Regeln für den richtigen Gebrauch der Sprache aufzustellen versucht. Die Kriterien für die Erarbeitung von Regeln waren sehr verschieden. (Jäger 1980, 377)

Er listet dann folgende Kriterien auf: Logik, Sprachentwicklung, Wohlklang, Sprachlichkeit, Sprachreinheit (Jäger, ebd.). Gloy (1975, 72ff.) führt auch Kriterien auf, die seit Jahrhunderten verwendet werden, um Sprache zu bewerten: Strukturgemäßheit der Sprachvarietäten im Sprachsystem (Passen sie zur Sprache?), traditionalistisch-historische Qualität der Sprachvarietäten (Wie alt sind sie?), moralische Qualität der Sprachvarietäten, Zweckmäßigkeit im Hinblick auf verständliches Sprechen (Werden sie von vielen Menschen verstanden? Sind sie deutlich genug?), Belegbarkeit im faktischen Sprachgebrauch (Werden sie von vielen Menschen verwendet?⁵). Manchmal wird auch ein ästhetisches Kriterium angewandt: Ist eine bestimmte Variante/Varietät ‚schön‘? Unten wird anhand von zwei Fallstudien die Anwendung einiger dieser Kriterien in der Praxis untersucht.

Seit dem 17. Jh. und besonders ab dem 19. Jh. sind zahlreiche Sprachratgeber erschienen

Wer hat solche Werke geschrieben? Das Selbstverständnis von SprachwissenschaftlerInnen hat sich im Laufe der Jahre geändert – im 17. und 18. Jh. machten Experten keinen Hehl daraus, dass sie das bestmögliche Deutsch schaffen wollten, und sie verwendeten wertende Attribute wie ‚gut‘, ‚schlecht‘, ‚schön‘, und ‚hässlich‘. Im 19. Jh. aber fing die Sprachwissenschaft mit der Wende zur historischen Sprachwissenschaft an, sich von solchen Urteilen zu distanzieren. Da aber viele Sprecher-

⁴ Vgl. den Beitrag von Hennig in diesem Heft.

⁵ In der Praxis geht es normalerweise darum, ob die ‚richtigen‘ Sprecher sie verwendet, z. B. ‚gute‘ Autoren.

Innen noch wissen wollten, was richtig oder falsch sei, haben andere den Bedarf zu decken versucht, oft Lehrer.

Präskriptive Werke mit einer praktischen Ausrichtung sind heute noch gefragt und werden immer noch zum großen Teil von LaienlinguistInnen geschrieben, d. h. von AutorInnen, die, auch wenn sie Sprachwissenschaft oder Germanistik studiert haben, trotzdem keine professionellen SprachwissenschaftlerInnen sind und auf die von diesen angestrebte Objektivität verzichten. Aktuelle Beispiele für solche Werke sind „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 1 & 2“ von dem Journalisten Bastian Sick (Sick 2004 & 2005). Deren Beliebtheit spiegelt sich in den Verkaufszahlen wider: Laut www.amazon.de (aufgerufen am 23.1.07) sind bereits knapp 2.000.000 Exemplare des ersten Bandes verkauft worden.

Marginalie: Titelbild des Buchs von Sick (2004)

Ein Sonderfall bildet die „Duden-Grammatik“, die zwar von Sprachwissenschaftlern geschrieben wird, aber trotzdem nicht auf „eine gewisse normative Geltung“ verzichten will („Duden-Grammatik“ 1998, 5).

Im Folgenden werden wir anhand von zwei Fallstudien analysieren, wie eine Auswahl von präskriptiven Werken im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte ihren Beitrag dazu geleistet hat, Variation zu eliminieren und ‚schlechtes‘ Deutsch zu konstruieren. Die Daten wurden im Rahmen eines Projektes über die Entstehung von stigmatisierten Formen im Deutschen erhoben (vgl. Davies/Langer 2006).

Seitdem der Deutschunterricht im schulischen Lehrplan fest verankert ist (was erst seit dem späten 18. Jh. der Fall ist, vgl. Davies/Langer 2006, 5.1), wird es als selbstverständlich angesehen, dass LehrerInnen die Normen der Standardvarietät vermitteln. Ammon (2003, 3) beschreibt sie als Sprachnormautoritäten, d.h. als Personen, die das Recht bzw. die Verpflichtung haben, das Sprech- oder Schreibverhalten von anderen zu korrigieren und deren Korrekturen normalerweise ernst genommen werden. Die Bezeichnung legt auch nahe, dass sie genau wissen, was ‚richtig‘ ist und was nicht.

Im 19. und frühen 20. Jh. hing die Rolle der LehrerInnen in Wirklichkeit von der Schulart ab. Die meisten Kinder besuchten nur eine Volksschule und verließen die Schule mit ungefähr 12–14 Jahren. Laut Jordan (2000, 176–178) unterschieden sich Deutschstunden an einer Volksschule von denjenigen an einem Gymnasium dadurch, dass auf der Volksschule viel Wert auf den Erwerb der Standardsprache gelegt wurde, da der größte Teil der SchülerInnen sie nicht zu Hause sprach. Elspaß (2005) hat Briefe untersucht, die im 19. Jh. von deutschen AuswanderInnen in den USA an Verwandte und Freunde zu Hause geschrieben wurden. Seine Untersuchung enthält Indizien auf die unterschiedliche Normkenntnis von Lehrenden an Gymnasien und Volksschulen und den unterschiedlichen Inhalt ihres Unterrichts. Sie zeigt, dass die Grammatik in den Briefen von AutorInnen mit höherer Schulbildung der literarischen Prestigenorm der Zeit entspricht, wohingegen die weniger gebildeten SchreiberInnen – einschließlich der VolksschullehrerInnen – oft von dieser Norm abweichen. Meine eigenen Untersuchungen (z. B. Davies 2000; 2005) zeigen, dass das Normwissen von Deutschlehrkräften auch heute nicht unbedingt mit dem Inhalt der Regelwerke übereinstimmt und dass sie nicht immer so normkonform handeln, wie von ihnen erwartet wird.

4. Fallstudie I: Temporales *wo*

Wo wird im modernen Deutsch sowohl als lokales wie auch als temporales Relativadverb verwendet, z. B. (i) *Ich sah ihn da, wo das Spiel stattfindet* und (ii) *Ich sah ihn an dem Tag, wo das Spiel stattfand*. Viele SprecherInnen meinen aber, der temporale Gebrauch sei ‚schlecht‘, z. B. behaupteten 52% der befragten RealschullehrerInnen in Süddeutschland, sie würden temporales *wo* immer korrigieren, wenn SchülerInnen es verwendeten (Davies 2000). In einer zweiten Untersuchung, diesmal mit Gymnasiallehrkräften in Süddeutschland, behaupteten 78% der Informanten, temporales *wo* sei nicht standardsprachlich (Davies 2005). Dieses negative Werturteil stimmt mit dem Urteil der Verfasser einiger laienlinguistischer Werke überein. Den folgenden sarkastischen Kommentar findet man in Illgner (2001):

Mit seiner allgemeinen Relativitätstheorie von 1915 überfordert Albert Einstein immer noch das Denkvermögen der meisten Menschen. Wohl deshalb hat man in deutschen Landen die Raumzeit aus fernen Galaxien in den irdischen Alltag heruntergeholt. Da heißt es dann immer wieder: *In dem Augenblick, wo ...* (Illgner 2001, 93)

Ironischerweise wird die Konstruktion vom Duden, der oft als höchste Instanz bei sprachlichen Zweifelsfällen betrachtet wird, obwohl von keiner staatlichen Stelle offiziell zugelassen oder anerkannt, ausdrücklich als standardsprachlich beschrieben:

Sie [die Partikel *wo*] kann aber auch als relativischer Anschluß gebraucht werden, wenn es sich nicht um einen räumlichen, sondern um einen zeitlichen Bezug handelt: in dem Augenblick, *wo...* (statt *als* oder *in dem*) oder zu dem Zeitpunkt, *wo* (statt: *als* oder *zu dem ...*). („Duden. Richtiges und gutes Deutsch“ 2001, 944)

In diesem Fall scheinen die Urteile in laienlinguistischen Werken dem Sprachgefühl vieler SprecherInnen viel eher zu entsprechen als die Urteile in von Experten verfassten Werken (wie dem Duden). Das ist nichts Neues. Im 19. Jh. argumentiert Wustmann (1891, 150) für temporales *wo*, bemerkt aber, dass wenige SprecherInnen wüssten, dass es grammatisch richtig sei, und sich getrauten es zu schreiben. Er behauptet auch, die Konstruktion mit *wo* (z. B. *seit dem 19. März, wo die neue Bewegung begann*) sei schöner als das „ungeschickte, dem Lateinischen nachgeahmten *seit dem 19. März, an welchem Tage*“ (ebd.). Noch in der letzten Auflage der „Sprachdummheiten“ (1966, 98) wird darüber geklagt, dass temporales *wo* nicht oft genug verwendet werde.

HIER Kasten 4 („Wustmann“)

Temporales *wo* ist ein interessanter Fall, da es schwierig ist festzustellen, woher das Stigma kommt. Ein Blick in die präskriptiven Grammatiken des 19. Jhs. zeigt uns, dass es vor Sanders (1882) anscheinend keine Stigmatisierung gibt (vgl. Davies/Langer 2006, 128f.). Auch Sanders beschreibt den Gebrauch von *wo* nicht als falsch, nur als weniger richtig.

Wir finden auch wenige Begründungen für *wo* im temporalen Sinn, aber Wustmann (1903, 118) leitet die Richtigkeit von *wo* von seinem Status als

‚deutscherer‘ Form ab. Es sei gut, einfach und natürlich – Attribute, die positive ‚deutsche‘ Eigenschaften bezeichnen. Noch in Wustmann (1966, 98) wird das Adjektiv ‚undeutsch‘ für Konstruktionen ohne *wo* verwendet und es wird behauptet, die Konstruktion mit *wo* sei hundertmal schöner als andere Konstruktionen. Hier wird eine Variante danach beurteilt, wie gut sie dem System der deutschen Sprache passt.

Im Fall des temporalen *wo* sieht es aus, als ob eher die Laien und nicht die SprachwissenschaftlerInnen (z. B. die HerausgeberInnen der Duden-Bände) die NormenmacherInnen gewesen wären. Sie haben temporales *wo* zum ‚schlechten‘ Deutsch gemacht und tradieren dieses Werturteil (vgl. die Untersuchungen mit den Lehrkräften in Davies 2000; 2005).

5. Fallstudie II: s-Plural

Laut „Duden-Grammatik“ (2005, 182ff.) bilden heutzutage folgende Substantive ihre Pluralformen standardsprachlich mit *s*: (i) einheimische und fremde Wörter, die auf betonten oder unbetonten Vollvokal ausgehen, z. B. *Auto, Oma*;⁶ (ii) Wörter fremder Herkunft, die auf einen betonten Vollvokal ausgehen, z. B. *Komitee, Büro*; (iii) einige Fremdwörter, die auf Konsonanten ausgehen, z. B. *Hotels, Bars*; (iii) einige Wörter niederdeutscher Herkunft, z. B. *Wracks*. In vielen Fällen konkurriert bei Maskulina und Neutra eine Pluralform auf *s* mit anderen Pluralformen, z. B. *die Onkel/die Onkels; die Jungen/die Jungens; die Pizzen/die Pizzas*. Der *s*-Plural wird in letzter Zeit immer öfter verwendet, findet aber nicht bei allen SprecherInnen Akzeptanz. In einer Sammlung sprachkritischer Zeitungsglossen aus den 1960er Jahren wies Benckiser auf die negative Einstellung vieler SprecherInnen gegenüber dieser Konstruktion:

Die Abneigung gegen diese Mehrzahl-Endung ist tief eingewurzelt, und sie wird von manchen als Verderbnis aus dem Angelsächsischen mit Jazzmusik und Twist gleichgesetzt. (Benckiser 1964, 167)

Der „Duden. Richtiges und gutes Deutsch“ (2001, 671) behauptet, dass „[a]uf -s gebildete Plurale von deutschen Wörtern [...] vielfach getadelt“ werden.

Pluralformen auf -s existieren im Deutschen seit dem 17. Jh., und im 17. und 18. Jh. kommen sie oft vor, in erster Linie mit Substantiven aus dem Niederdeutschen, dem Niederländischen und dem Französischen. Die Grammatiker und Lexikographen erwähnen sie aber kaum, wahrscheinlich weil sie damals als Randformen angesehen wurden, die ganz klar nicht zur sich entwickelnden Standardvarietät gehörten. Heynatz (1777, 159) zum Beispiel mag sie auch bei entlehnten Substantiven nicht und zieht Formen wie *Grenadiere* und *Officiere* vor (statt *Grenadiers* und *Officiers*).

Demgegenüber kommt die Konstruktion im 19. und frühen 20. Jh. in fast jeder Grammatik und jedem Sprachratgeber vor und wird konsequent negativ bewertet, z. B. Heyse (1838, 467) beschreibt sie als „verwerflich“ und Matthias (1906) befürchtet:

daß es [= dieses Mittel, die Mehrzahl zu bilden, WD] dem lebendigen deutschen Sprachgefühl widerlich, dem abgestumpften gefährlich werden muß und daher im allgemeinen unbedingt gemieden zu werden verdient.
(Matthias 1906, 48)

⁶ Da heute viele abgekürzte Wörter auf vollen Vokal enden, ist diese Pluralbildung besonders produktiv (Glück & Sauer 1997, 56f.).

In Werken aus dieser Zeit setzen sich die Verfasser mit zwei Fragen auseinander: (i) Ist der *s*-Plural standardsprachlich? (ii) Ist der *s*-Plural überhaupt deutsch?

Heutzutage wird er im Großen und Ganzen (und auf jeden Fall von SprachwissenschaftlerInnen) schon als Teil des Systems der deutschen Sprache angesehen, auch wenn man sich nicht immer darüber einig ist, welche Formen zur Standardsprache gehören. Wegener (2003, 125) z. B. beschreibt *Tunnels* als nichtstandardsprachliche norddt. Form, während es vom „Duden. Richtiges und gutes Deutsch“ (2001, 836) als standardsprachlich akzeptiert wird. Diese Pluralform wird nicht mehr nur als Übergangssphase vor der Annahme eines ‚deutschen‘ Pluralsuffixes betrachtet (z. B. *Offiziers* → *Offiziere*).

Das am häufigsten angeführte Argument gegen den Gebrauch des *s*-Plurals ist, dass er fremd (dem System des Deutschen nicht gemäß) und kein authentisch deutsches Suffix sei, z. B. hieß es laut Wustmann (1891, 40) in einer bekannten deutschen Elementargrammatik: „[K]ein deutsches Wort hat im Plural ein *s* in der Endung“, und er kommentiert das so: „[D]iese Regel ist ganz richtig“. Das Adjektiv ‚fremd‘ taucht oft in Werken aus dem 19. und frühen 20. Jh. auf, um diese Pluralbildung zu beschreiben. Außerdem wird oft unterschieden zwischen dem akzeptablen Gebrauch des *s*-Plurals mit nicht eingedeutschten Entlehnungen und dem unakzeptablen Gebrauch mit sogenannten einheimischen deutschen Wörtern oder sogar mit Wörtern französischer oder englischer Abstammung, die als ins Deutsche assimiliert angesehen wurden, z. B. *Offiziere* (vgl. Davies/Langer 2006, 137f.). Noch Zifonun (2002, 5) schreibt, dass der *s*-Plural als typischer Fremdwortplural gelte und nicht unbedingt für Integration spreche.

Die Etikettierung von Vokabeln und anderen linguistischen Konstruktionen als *fremd* oder *einheimisch* bzw. *deutsch* hat eine wichtige Rolle in Deutschland gespielt, viel wichtiger als in anderen Sprachgemeinschaften, z. B. in England. Fremdwörterbücher werden immer noch herausgegeben und man findet die Kategorie *Fremdwort* sowohl in wissenschaftlichen als auch in laienlinguistischen Grammatiken. Offensichtlich werden die Kategorien *fremd* und *einheimisch* noch als wichtig betrachtet. In einem Lehrbuch aus den 1960er Jahren wird die Unterscheidung noch aufrecht erhalten: „Deutsche Wörter haben kein Plural-*s*“ (Jägel 1966, 74).

HIER Kasten 5 („Jägel 1966“)

Wenn zeitgenössische Sprachratgeber und Regelwerke die Konstruktion ablehnen, dann meistens aus stilistischen Gründen – sie wird als umgangssprachlich (informell) oder regionalsprachlich (auf Norddeutschland begrenzt) angesehen. Während heute Situationsangemessenheit als Kriterium angewandt wird, hing die Bewertung dieser Form im 19. Jh. mit Einstellungen gegenüber den BenutzerInnen dieser Form zusammen. Der *s*-Plural bei Wörtern wie *Onkels* und *Jungens* wurde als volkstümlich oder volkssprachlich beschrieben, d.h. als typisch für ungebildete Menschen, deren Sprachgebrauch auf keinen Fall als vorbildlich galt.

Der einzige sprachliche Grund für die Stigmatisierung des *s*-Plurals, der sich finden lässt, war Redundanz: Laut Keller (1879, 40) sei das *s* überflüssig, weil Wörter wie *Jungen* schon im Plural stehen. Solche Argumente haben eine lange Tradition. Adelung (1782) war sogar der Meinung:

Eine gedoppelte deutliche Bezeichnung eines und eben desselben Verhältnisses ist eigentlich in allen Sprachen ein Fehler, weil die Natur alle unnötige Weitläufigkeit fliehet. (Adelung 1782, 347)

Wenn diese Behauptung wahr wäre, müsste man den Schluss ziehen, dass jede Sprache unnatürlich sei und gegen die Gesetze der Natur verstoße, weil jede Sprache vor allem, aber nicht nur in ihrer gesprochenen Form viel Redundanz verträgt, ohne dass sie dabei weniger effizient wäre.

Wir finden kaum Argumente *für* den Gebrauch des Plural-*s* in laienlinguistischen Werken. Manchmal spekulieren die VerfasserInnen darüber, warum der *s*-Plural so beliebt ist, und nehmen meistens an, dass SprecherInnen von einem Verdeutlichungstrieb angespornt werden, d.h. sie wollen Formen wie *Onkel* oder *Fräulein* mit einer klaren Pluralendung versehen: *Onkels*, *Fräuleins*. Der Kontakt mit Niederdeutsch im Norden bedeutet, dass dort das ursprüngliche niederdeutsche Plural-*s* zur Verfügung steht, während man im Süden eher umgelautete Formen verwendet, um den Plural deutlicher zu markieren: *Wägen*, *Krägen*, *Täg(e)*. Es fällt auf, dass das Kriterium „Zweckmäßigkeit im Hinblick auf verständliches Sprechen“ (Gloy 1975, 78) (das mit Deutlichkeit zusammenzuhängen scheint), in diesem Fall seitens der präskriptiven Grammatiker auf wenig Sympathie stößt, obwohl die Anwendung dieses Kriteriums im Hinblick auf Pluralformen mit *s* auch bedeutet, dass das Prinzip ‚eine Form für eine Funktion‘ befolgt wird (*Bengel* = sg.; *Bengels* = pl.), das in anderen Kontexten so beliebt ist. Man sieht, dass die von Gloy (1975) angeführten Kriterien von den am Standardisierungsprozess beteiligten Grammatikern selektiv angewendet werden. In diesem Fall können wir annehmen, dass die regionale Färbung der Form und die Assoziierung mit ‚Fremdheit‘ und mit Sprechergruppen, die nicht als vorbildlich angesehen werden, mehr Gewicht haben als das Kriterium der Deutlichkeit. Dass man trotzdem das starke Bedürfnis spürt, die Regel ‚eine Form für eine Funktion‘ zu befolgen, wird durch Kellers (1879) Behauptung, es gebe einen Unterschied zwischen *Kerls* und *Kerle*, veranschaulicht.⁷

6. Fazit

Den bisherigen Ausführungen kann man entnehmen, dass die von Gloy (1975) aufgelisteten Kriterien, mit denen Grammatiker seit Jahrhunderten ihre Entscheidungen begründen, nicht immer konsequent angewendet werden. Wenn die Kriterien miteinander in Konflikt geraten, müssen die Grammatiker entscheiden, welchem Kriterium sie den Vorrang geben wollen. Eine objektiv bestimmbare Hierarchie gibt es nicht.

Außerdem haben wir gesehen, dass die Stigmatisierung bestimmter Varianten als ‚schlechtes Deutsch‘ Teil einer langen Tradition ist, die sich über Jahrzehnte der Grammatikschreibung erstreckt. Es ist Teil des Standardisierungsprozesses und trägt zur Aufrechterhaltung der Standardsprache bei.

Es ist auch klar geworden, dass die Regelwerke und das Normwissen der SprecherInnen nicht immer übereinstimmen, was die Vorstellung einer einheitlichen, überall gültigen Standardsprache relativiert.

⁷ Laut Keller (1879, 40) bedeutet *Kerls* das „Entartete, Gefährliche, Abenteuerliche“, während *Kerle* das „Stämmige, Urkräftige“ ausdrückt.

7. Anregungen für den Unterricht

1. Die folgenden Konstruktionen werden in der Literatur oft als Zweifelsfälle bezeichnet, d.h. die SprecherInnen sind sich nicht sicher, welche Variante richtig ist. Finden Ihre SchülerInnen diese Bezeichnung gerechtfertigt oder finden sie, dass es ganz klar ist, welche Variante richtig ist? Gibt es andere Konstruktionen, die Ihre SchülerInnen als Zweifelsfälle bezeichnen würden? Sie könnten eine Umfrage bei MitschülerInnen/Familienmitgliedern/NachbarInnen durchführen, um herauszufinden, wie sie urteilen.⁸

HIER Kasten 6 („Beispielsätze Fragebogen“)
--

*Das ist **meinem Kind sein Vater** / Das ist **der Vater meines Kindes**.*

*Wegen **dem** Regen bleibe ich zu Hause / Wegen **des** Regens bleibe ich zu Hause.*

*Sie ist viel größer **als** ihre Schwester / Sie ist viel größer **wie** ihre Schwester.*

*Ich kenne diese Frau mit langem **braunem** Haar / Ich kenne diese Frau mit langem **braunen** Haar.*

*Du brauchst heute nicht **arbeiten** / Du brauchst heute nicht **zu arbeiten**.*

*Ich **war** lange an der Haltestelle gestanden, bevor der Bus kam / Ich **hatte** lange an der Haltestelle gestanden, bevor der Bus kam.*

*John F. Kennedy wurde **1963** ermordet / John F. Kennedy wurde **in 1963** ermordet.*

*Ich sah ihn an dem Tag, **wo** er das Spiel gewann / Ich sah ihn an dem Tag, **als** er das Spiel gewann.*

*Es gibt viele **Tunnel** in den Alpen / Es gibt viele **Tunnels** in den Alpen.*

*Anfang **dieses** Jahres schneite es heftig in Wales / Anfang **diesen** Jahres schneite es heftig in Wales.*

*Die Frau, **wo** mir das gesagt hat, ist weg / Die Frau, **die** mir das gesagt hat, ist weg.*

2. Wenn Sie und ihre SchülerInnen Zugang zu einer Auswahl von Schulbüchern/Grammatiken/Sprachratgebern haben, können Sie herausfinden, wie viele der oben genannten Konstruktionen darin vorkommen. Wie werden sie bewertet? Haben sich die Bewertungen im Laufe der Jahre geändert?

3. Sind die SchülerInnen der Meinung, dass temporales *wo* falsch sei? Wenn ja, warum? Wenn nicht, können sie verstehen, warum sie von vielen SprecherInnen als falsch betrachtet wird? Finden sie es plausibel, dass SprecherInnen das Prinzip ‚eine Form für eine Funktion‘ anwenden, um die negative Bewertung zu begründen? Welches Kriterium könnte angewendet werden, um temporales *wo* in die Standardsprache zu erheben? Können sie Beispiele finden, wo das Kriterium ‚eine Form für eine Funktion‘ anscheinend nicht angewendet wurde? Hatte das negative Folgen für die Sprache?

4. Fragen Sie die SchülerInnen, ob sie folgende Pluralformen für richtig halten: *Onkels, Bengels, Tunnels, Jungs, Jungens, Fräuleins, Wägen, Krägen, Täge, Täg, Bögen, Wägelchen, Stiefeln, Trüffeln, Kommas, Kommata.*

Die SchülerInnen sollen sich überlegen, warum so viele SprecherInnen die Pluralformen, die in Regelwerken als falsch bezeichnet werden, benutzen. Welche Funktion haben sie? Warum werden sie als nichtstandardsprachlich bewertet? Welche Kriterien werden angewendet?

⁸ Die Umfrage in Davies (2000) oder (2005) kann als Muster dienen.

5. Die Kriterien ‚Sprachechtheit‘ und ‚Sprachreinheit‘ werden von Jäger (1980) erwähnt und sie werden bei der Bewertung des *s*-Plurals und von temporalem *wo* verwendet (eine Form ist ‚deutscher‘ als eine andere). Wie nützlich ist dieses Kriterium? Wissen alle SprecherInnen, welche Konstruktionen fremd sind und welche ‚echt‘ deutsch sind? Welche Wörter/Konstruktionen in folgender Liste würden die SchülerInnen als ‚deutsch‘ bezeichnen? Was macht ein ‚deutsches‘ Wort aus?

in 1987, die Wracks, die Bibliothek, die Kirche, die Literatur, der Markt, die Grenze, die Glocke, der Pudding, der Film, die Natur, die Autos, die Luftbrücke, das Buch, der Fisch, die Puddings, die Frau, die Dame, die Puddinge, der Ablaut, die Manager, die Tempos.

Warum war das Kriterium der ‚Sprachreinheit‘ so wichtig in Deutschland? Ist es immer noch wichtig (Beispiele finden)?

6. Früher wurden die klassischen Autoren und andere ‚gute‘ Autoren als Vorbilder angesehen, und Beispiele aus deren Werken wurden oft gebraucht, um ‚gutes‘ Deutsch zu exemplifizieren. Woher kommen die Beispiele in modernen Lehrbüchern/Grammatiken? Wessen Gebrauch wird von den SchülerInnen selbst als vorbildlich angesehen? Wenn man das Kriterium ‚Belegbarkeit im Sprachgebrauch‘ in den Fällen temporales *wo* und *s*-Plural anwenden würde, was wäre das Ergebnis? Die SchülerInnen könnten ein kleines Textkorpus erstellen (d.h. eine nach vorgegebene Kriterien angefertigte Sammlung von Texten), um das Vorkommen der Konstruktion zu erforschen (sie könnten z. B. Zeitungstexte untersuchen – viele sind im Internet erhältlich, z. B. www.taz.de – oder literarische Werke, z. B. bei <http://gutenberg.spiegel.de>).

7. Was verstehen die SchülerInnen unter *volkstümlich* oder *volkssprachlich*? Kann man diese Etikette immer noch verwenden? Warum/warum nicht? Wenn ja, welche Konstruktionen würden sie heutzutage als *volkstümlich* oder *volkssprachlich* bezeichnen?

Literatur

1. Primäre Werke (Grammatiken, Ratgeber)

Adelung, Johann Christoph. 1782. Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Bd II. Leipzig (Nachdruck Hildesheim 1971).

Benckiser, Nikolas (1964): Sprache - Spiegel der Zeit. Dritte Folge der Glossen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung über gutes und schlechtes Deutsch. Frankfurt am Main.

Duden-Grammatik (1998): Duden. Bd. 4. Die Grammatik. 6. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.

Duden-Grammatik (2005): Duden. Bd. 4. Die Grammatik. 7. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.

Duden. Richtiges und gutes Deutsch (2001): Duden. Bd. 9: Richtiges und gutes Deutsch. Zweifelsfälle der deutschen Sprache von A bis Z. 5. Aufl. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.

Illgner, Gerhard (2001): Die deutsche Sprachverwirrung. Lächerlich und ärgerlich: Das neue Kauderwelsch. Paderborn.

Jägel, Wolf-Dietrich (1966): Deutsche Sprachlehre. Paderborn.

Keller, K. G. (1879): Deutscher Antibarbarus. Beiträge zur Förderung des richtigen Gebrauchs der Muttersprache. Stuttgart.

- Sanders, Daniel (1882): Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Große Ausgabe. 13. Aufl. Berlin.
- Sick, Bastian (2004): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Köln.
- Sick, Bastian (2005): Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2. Köln.
- Wustmann, Gustav (1891): Allerhand Sprachdummheiten. 1. Aufl. Leipzig.
- Wustmann, Gustav (1903): Allerhand Sprachdummheiten. 3. Aufl. Leipzig.
- Wustmann, Gustav (1966): Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falsche und des Häßliche. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. 14., erneuerte Aufl., hrsg. von Werner Schulze. Berlin.

2. Sekundäre Werke

- Ammon, Ulrich (2003): On the social forces that determine what is standard in a language and on conditions of successful implementation. In: *Sociolinguistica* 17, 2003, 1–10.
- Davies, Winifred V. (1995): *Linguistic Variation and Language Attitudes in Mannheim-Neckarau*. Stuttgart.
- Davies, Winifred V. (2000): Linguistic norms at school. A survey of secondary-school teachers in a central German dialect area. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 67, 2000, 129–147.
- Davies, Winifred V. (2005): Deutschlehrer und Deutschlehrerinnen (in Deutschland) als Geber und Vermittler von sprachlichen Normen." In: Roggausch, Werner (Hg.): *Germanistentreffen: Deutschland – Großbritannien – Irland*. Tagungsbeiträge. Bonn, 323–338.
- Davies, Winifred V./Langer, Nils (2006): *The Making of Bad Language*. Frankfurt am Main.
- Dittmar, Norbert (1980): *Soziolinguistik*. 4. Aufl. Königstein/Taunus.
- Dovalil, Vit (2006): *Sprachnormenwandel im geschriebenen Deutsch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*. Frankfurt am Main.
- Elspaß, Stephan (2005): *Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Tübingen.
- Gloy, Klaus (1975): *Sprachnormen I. Linguistische und soziologische Analysen*. Stuttgart-Bad Cannstatt.
- Glück, Helmut/Sauer, Wolfgang Werner (1997): *Gegenwartsdeutsch*. 2. Aufl. Stuttgart.
- Jäger, Siegfried (1980): Standardsprache. In: Althaus, Hans Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.): *Lexikon der germanistischen Linguistik*. 2. Aufl. Tübingen, 375–379.
- Jordan, Anna-Luise (2000): *Wer sprach wie? Sprachmentalität und Varietätengebrauch im 19. Jahrhundert*. Teil A. Dossenheim.
- Keller, Rudolf E. (1978): *The German Language*. London.
- Mattheier, Klaus J. (2003): German. In: Deumert, Ana/Vandenbussche, Wim (Hrsg.): *Germanic Standardizations. Past to present*. Amsterdam, Philadelphia, 211–244.
- Milroy, James/Milroy, Lesley (1999): *Authority in Language. Investigating Standard English*. 3. Aufl. London/New York.
- Sandig, Barbara (1973): Zur historischen Kontinuität normativ diskriminierter syntaktischer Muster in spontaner Sprechsprache. In: *Deutsche Sprache* 1, 1973, 37–57.

- Schläpfer, Robert (1990): Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Deutsche Gegenwartssprache. Berlin/New York, 192–197.
- Schuppenhauer, Claus/Werlen, Iwar (1982): Stand und Tendenzen in der Domänenverteilung zwischen Dialekt und deutscher Standardsprache. In Besch, Werner et. al. (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Bd. 2. Berlin, 1411-1427.
- Trudgill, Peter (1975): Accent, Dialect and the School. London.
- Wegener, Heide (2003): Normprobleme bei der Pluralbildung fremder und nativer Substantive. In: Linguistik online 16/4, 2003, 119–157. [http://www.linguistik-online.com/16_03/wegener.pdf]
- Wimmer, Rainer (2003): Sprachkritik in der Diskussion. In: Sprachreport 2/2003, 26–29.
- Zifonun, Gisela (2002): Überfremdung des Deutschen: Panikmache oder echte Gefahr? In: Sprachreport 3/2002, 2–9.

2. Webseiten

www.duden.de

www.ids-mannheim.de